

Glossa Ordinaria to the Bible in the Thirteenth Century: The Evidence from the Bibliothèque Nationale, Paris“ (155–184). Der Franziskaner Wilhelm von Brito hat mit seinen *Expositiones vocabulorum biblie* eine neue Gattung exegetischer Literatur geschaffen, so weist der Bandherausgeber in seinem eigenen Beitrag nach, wenngleich Wilhelm sich damit einreihet unter die Lexicographen seines Jhdts., wie beispielsweise Huguccio von Pisa und Eberhard von Béthune. Die englische Mediävistin Gillian R. Evans greift eine tiefer liegende hermeneutisch-theologische Problematik auf, wenn sie die Entwicklung der *Glossa biblica* im 13. Jhd. in den Blick nimmt. Ausgehend von der heute eher bezweifelten Annahme eines am Ende des 12. Jhdts. fixierten Zustands der biblischen Glosse legt sie die veränderten Lektüretechniken bei den Mendikanten im 13. Jhd. dar, die mitbedingt worden sind von den neuen exegetischen Arbeitsinstrumenten, wie z.B. den *Concordantiae* Hugos von Saint-Cher. In der Folge hätten sich eine „hard“ und eine „soft“ Exegese entwickelt. Erhellendes bietet zu dieser Fragestellung auch die Abhandlung von Christopher Ocker: *Biblical Poetics Before Humanism and Reformation*, Cambridge: Cambridge University Press 2002. Gilbert Dahan geht in seiner grundlegenden Studie der textkritischen Methode und den Quellen des Bibel-Correctorium *Sorbonne II* nach. Der amerikanische Gelehrte Mark Zier schließlich, mehrfach ausgewiesen durch seine Handschriftenstudien zur *Glossa ordinaria*, stellt seine neuesten Arbeitsergebnisse über die Geschichte des Bibeltextes am Beispiel von Handschriften der Pariser Nationalbibliothek dar. Sämtliche Beiträge sind reich dokumentiert mit Tabellen, Listen, Handschriftenbeschreibungen und vergleichenden Materialien.

Der letzte Teil trägt die Überschrift „Alla prova del testo“ und weist die folgenden Aufsätze nach: Riccardo Quinto: „La parabola del Levitico“ (187–267), Athanasius Surlavik: „Principia and Introitus in Thirteenth Century Christian Biblical Exegesis with Related Texts“ (269–321), Martin Morard: „Entre mode et tradition: les commentaires des psaumes de 1160 à 1350“ (323–352). In seiner meisterlichen Abhandlung skizziert Riccardo Quinto die wesentlichen Fragen und die geschichtlichen Marksteine der Rezeption des Buches Levitikus in der christlichen Latinität. Im Anhang fügt er Teileditionen der einschlägigen Kommentare von Petrus Cantor und Stephan Langton bei. P. Surlavik versucht, die große Formenvielfalt der *Principia* und der *Introitus* in die Exegese bei den Lehrern der Pariser Universität zu ordnen und die darin entwickelten Strukturen herauszuarbeiten. Angesichts der Materialfülle handelt es sich um einen hilfreichen Überblick. Verwiesen sei dafür auch auf die Untersuchung von Thomas Prügel: „Die Bibel als Lehrbuch: Zum ‚Plan‘ der Theologie nach mittelalterlichen Kanon-Auslegungen“, in: *Archä Verbi* 1 (2004) 42–66. Aus seinen laufenden Untersuchungen zur mittelalterlichen Psalmenauslegung teilt Martin Morard erste Ergebnisse zu den problematischen Autorzuschreibungen dieser Kommentierungen mit, welche er zudem im Anhang dankenswerterweise auflistet.

Im Übrigen ist der reiche Bd. mit vier Registern ausgestattet (Personen und Autoren des Mittelalters, moderne Autoren, Handschriften und Bibelstellen, 355–379).

R. BERNDT S. J.

CHANTRAINE, GEORGES, *Henri de Lubac, tome I. De la naissance à la démobilisation* (1896–1919). Préface de Jacques Prévoat (Études lubaciennes; VI). Paris: Les Éditions du Cerf 2007. VI/746 S., ISBN 978-2-204-08073-6.

In großen Zügen ist die Biographie Henri de Lubacs zwar bekannt, nicht nur durch verschiedene autobiographische Schriften des Kardinals zumindest zu Teilen seines Lebens („Mémoire sur l’occasion de mes écrits“, „Mémoire sur mes vingt premières années“ usw.), sondern auch durch einige neuere Lebensbeschreibungen (Antonio Russo, 1994 und Jean-Pierre Wagner, 1997); was bis jetzt jedoch fehlte, war eine umfassende Gesamtbiographie. Der Herausgeber der *Œuvres complètes*, Georges Chantraine (= Ch.), legt mit vorliegender Veröffentlichung den ersten einer auf insgesamt vier Bde. geplanten Biographie vor. Der Bd. umfasst die Zeit von der Geburt (1896) bis zur Entlassung aus dem Militärdienst (1919). Die folgenden drei Bde. sind den Zeitabschnitten 1919–1929, 1929–1960 und 1960–1991 gewidmet. In der Einleitung (8–56) des vorliegenden Bds. nennt der Biograph die Gründe, die ihn zu einer solchen umfassenden Lebens-

beschreibung gewissermassen prädestinierten: Da ist einerseits die persönliche Bekanntschaft mit dem Kardinal seit 1961 über drei Jahrzehnte hin, was andererseits für seinen Vorgesetzten ein Motiv war, ihn mit dieser Aufgabe zu betrauen. Hinzu kommt die gründliche Kenntnis seines Werkes und die Tatsache, dass der Kardinal ihm seine „Papiere“ vermacht hatte. Dass der Biograph die vorkonziliare Kirche und zahlreiche der für Lubac wichtigen Zeitgenossen und Mitbrüder noch aus eigener Erfahrung kennt, erleichtert sicher auch das Verständnis für seinen „Gegenstand“.

Das Gelingen einer Biographie wie der vorliegenden hängt nicht zuletzt davon ab, über welche Quellen der Autor verfügte. Und schon für diesen ersten Bd. kann man sagen: Der Biograph verfügt über ausgezeichnete, bisher weitgehend nicht ausgewertete Quellen. An erster Stelle sind hier die sich im Besitz der Familie befindlichen Briefe zu nennen, die der junge Lubac seinen Eltern und Geschwistern zwischen 1910 und 1923, also von seinem Aufenthalt im Kolleg von Mongré bis zu seinem Philosophiestudium in Jersey, geschrieben hat. Ein ganz bedeutender Teil dieser „Familienbriefe“ stammt aus Lubacs Militärzeit, also aus den Jahren 1914 bis 1919. Über die Anzahl dieser Briefe kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, dass er in seiner Militärzeit mindestens zwei Briefe pro Woche an seine Familie schrieb. Zu den Familienbriefen kommen zahlreiche Briefe an andere Verwandte, seine Vorgesetzten in der Gesellschaft Jesu und zahlreiche Mitbrüder hinzu, mit denen er in Briefkontakt stand, ferner eine Art Tagebuch (Agenda) für die Zeit vom 1. Jan. bis zum 1. Nov. 1917. Der Biograph verwendet außerdem verschiedene Diarinen aus dem Noviziat St. Leonards (England), die ihm nicht nur eine sehr detaillierte Schilderung des Noviziatsbetriebs in diesen Jahren, sondern auch Auskünfte über die Unterweisungen durch den Novizenmeister gestatten. Die vom „Service historique de l'Armée de terre“ zur Verfügung gestellten Tagebücher erlauben zusammen mit den „Familienbriefen“ eine detaillierte, stellenweise eine von Tag zu Tag voranschreitende Rekonstruktion seiner Militärzeit. Natürlich benutzt der Verf. auch die verschiedenen Dossiers des Archivs der französischen Jesuiten.

Ch. hat die in diesem ersten Bd. zu behandelnde Zeitspanne in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Von der Geburt bis zum Abitur (1896–1912), 2. Das Universitätsjahr in Lyon (1912–1913), 3. Der Anfang des Noviziats in England (Oktober 1913–April 1915), 4. Die militärische Instruktion und der Fronteinsatz in Verdun (1915–1916), 5. Somme, Oise, die Champagne-Schlacht, Verdun und die Schlacht von Argonne (1916–1917), 6. Heimaturlaube (1915–1917), 7. Persönliches Leben (1915–1917), 8. Genesung in Saint-Maixent (Nov. 1917–Okt. 1918), 9. Vom Sieg der Alliierten bis zur Entlassung aus der Armee (31. Okt. 1918 bis 25. Sept. 1919).

Nennen wir jetzt aus der Fülle der Eindrücke, die die Lektüre dieses ersten Bds. der Biographie hinterlässt, drei mehr oder weniger zufällig ausgewählte. Der erste: De Lubac ist nicht nur ein ungemein fleißiger, sondern ein begnadeter Briefschreiber. Das zeigt sich schon in den Briefen des Siebzehnjährigen aus dem Noviziat in England. Hier beschreibt er meisterlich den typischen Charme der englischen Landschaft, die für den Franzosen kuriosen Sitten der Engländer, die „Hässlichkeit ihrer Bauweise“. Seine Meisterschaft im Briefschreiben wird dann ganz besonders in seinen Kriegsbriefen deutlich, die durchaus zum Vergleich mit anderen großen Sammlungen von Landserbriefen herausfordern, den der Autor übrigens auch gegen Ende des Bds. durchführt (659–670). Der Landser, der es schließlich noch bis zum *sous-lieutenant* schafft, schildert in großer Objektivität und Plastizität, was er an der Front erlebt, freilich mit dem unterschweligen Ziel, seine Eltern nicht unnötig in Angst und Sorge um ihn zu versetzen. Nennen wir im Zusammenhang mit diesem ersten Eindruck, von Lubac als leidenschaftlicher Briefschreiber, noch einen zweiten Zug, der gerade für diese Jahre charakteristisch ist: Der spätere Kardinal ist ein unermüdlicher Leser von – in diesen Jahren – hauptsächlich Geschichtswerken über sein Land, die Kirche usw. Und der Geschmack an den Quellen ist auch schon deutlich erwacht. An der Front liest er in den freien Minuten unter vielem anderen Caesar, Tacitus (*Germania*), natürlich auf Latein, weswegen er seine Eltern um die Zusendung eines lateinisch-französischen Taschenwörterbuchs bittet.

Ein zweiter, im Hinblick auf das spätere Leben Lubacs wohl wichtigerer Eindruck: Er bleibt auch nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu außergewöhnlich eng mit seiner Familie verbunden, die ihn – und hier offensichtlich vor allem der Vater – vor dem Ein-

tritt religiös zutiefst geprägt hat. Die religiöse Berufung scheint sich hier ganz bruchlos und wie von selbst aus einem sehr tief und echt katholischen Elternhaus entwickelt zu haben. Gerade dieser erste Bd. gewährt damit einen Einblick in ein spezifisch französisches katholisches Milieu, aus dem dann eine ganze Generation von großen Katholiken in der ersten Hälfte des vergangenen Jhdts. hervorgegangen ist, von denen Lubac einer war.

Der dritte Eindruck ist eher eine Frage, die sich der Rez. stellt, der mehrere Jahre mit Lubac in der Jesuitenkommunität von Fourvière/Lyon gelebt, häufig persönlichen Kontakt mit ihm hatte und ihn als eher sensiblen, hoch empfindsamen, irgendwie auch äußerlich kränklich wirkenden Mann erlebt hat. Die Frage lautet: Wie war es möglich, dass der junge Mann, der doch aus einem so behütenden Elternhaus und einem noch mehr bewahrenden Jesuitennoviziat von Beginn des vergangenen Jhdts. plötzlich zum Militärdienst eingezogen wurde, die vier Jahre in der Hölle des Stellungskrieges in den Schützengräben in und um Verdun überlebt hat, ohne seelisch Schaden zu nehmen, wie es diese Biographie, glaubhaft gestützt auf die Quellen, schildert? Sein Biograph nennt ihn am Schluss der detaillierten Schilderung seines Einsatzes im Krieg sogar einen „friedlichen und fröhlichen Landser“. Der Biograph deutet die Antwort an: „Er lebt im Frieden, soweit ihm das möglich ist, er weicht sich Gott durch seine jesuitischen Privatgelübde. Er bleibt in diesem Frieden, zusammen mit seinen Eltern, seinen Geschwistern, die sich ihrerseits auch der göttlichen Vorsehung anheim geben ... Er betet für seine Familie, seine Freunde, für die Toten, für den Frieden und den Sieg Frankreichs. In seinen Gebeten erwähnt er nicht den Feind, den er wie alle andern auch „boche“ nennt ... Übel zugerichtet durch den Krieg, vom Abgrund Gottes und des Todes gepackt, ist Henri de Lubac ein friedlicher, fröhlicher Landser. So erscheint er nicht nur seinen Eltern, so ist er“ (544).

Beigegeben ist dem Bd. eine sehr nützliche „Chronologie“, die vor allem für die Zeit des Militärdienstes die Ereignisse und Ortsveränderungen Tag für Tag notiert (675–680), das Verzeichnis der benutzten Quellen (681–682), eine sehr reiche Bibliographie (682–702), ein Stammbaum der Familie (703–712) und ein Namenverzeichnis (713–738).

Man erwartet mit Spannung die Fortsetzung der Lebensgeschichte dieses großen Jesuiten und Theologen.

H.-J. STEBEN S. J.

HAFNER, JOHANN EV., *Selbstdefinition des Christentums*. Ein systemtheoretischer Zugang zur frühchristlichen Ausgrenzung der Gnosis. Freiburg i.Br. [u.a.]: Herder 2003. XV/654 S., ISBN 3-451-28073-6.

Das Buch stellt die redaktionell bearbeitete Fassung der gleichnamigen, von Klaus Kienzler betreuten Habilitationsschrift dar, die 2001 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg angenommen wurde. Es will mit Hilfe des Instrumentariums der systemtheoretischen Religionssoziologie von Niklas Luhmann die maßgebliche Selbstdefinition des Christentums in der Zeit seiner entscheidenden Weichenstellung in der zweiten Hälfte des zweiten Jhdts. (besonders bei Justin und Irenäus) als folgerichtige Entwicklung hin zu einer zukunfts-fähigen Reflexivität und Identität beschreiben (darin die Interpretation Harnacks aufnehmend und neu bewertend), um auf diese Weise auch Identität und Zukunftsfähigkeit des heutigen Christentums im Kontext der aktuellen Vermischungstendenzen des Religiösen (vor allem durch die Esoterik) besser erkennen zu können (1. Einleitung, 1–17). Die Arbeit beansprucht in dieser Hinsicht, der erste größere systematisch-theologische Versuch zu sein, Luhmanns Religionstheorie auf eine genuin theologische Fragestellung anzuwenden (17). Im Unterschied zur bisherigen Patrologie und Dogmengeschichte, die die Entwicklung zwischen einem Anfang und der Folgezeit beschreiben, soll mit dem systemtheoretischen Instrumentarium die interne Logik dieser Entwicklung erkennbar gemacht werden (2f.). Die Arbeit setzt im zweiten Kap. (2. Fragestellung und Methodenwahl, 18–77) ein mit der Beschreibung des Ausgangsproblems, der heutigen Vermischungen des Religiösen (18–55), die einen theologischen Begründungs- und Begrenzungszwang implizieren und daher eine Selbstdefinition und eine Häresiologie nötig machen. Die bisherigen theologischen und dogmatischen Reaktionen sind für diesen Zweck aufgrund ihres unklaren Re-